

Marius Prévot

Himbeer-  
palast

Roman

 tredition®



Novemberabend in einer Universitätsstadt in Deutschland. In der alten Buchhandlung am Schlossplatz laufen die Vorbereitungen für eine letzte Autorenlesung.

Fabian Faber, der Ich-Erzähler, steht gegenüber an der Ecke des Palais Stutterheim. Ihn interessiert nicht die Lesung des Jung-Autors. Seine Gedanken schweifen ab. Er stellt sich eine Jubiläums-Lesung vor; eine Lesung im großen Stil, die bisher nicht stattgefunden hat und wohl auch nie mehr dort stattfinden wird. Vier Schauspielerinnen und Schauspieler vom Theater schlüpfen in die Rollen bekannter Detektive und Autoren der Weltliteratur und versuchen gemeinsam in Form einer Lesung den Mord an einer jungen Frau zu klären.

Faber ahnt nicht, wie seine Geschichte, deren Spur zu einem Jahre zurückliegenden Mord in Florenz führt, auf das verweist, was noch kommen wird: Nur einige hundert Meter entfernt, im Forum eines weltweit agierenden Konzerns liest am selben Abend ein italienischer Starautor aus seinem neuen Buch über Terrorismus. Fabers Geschichte wird sich als reale Vorgeschichte einer grausamen Wirklichkeit erweisen, die wie ein Sturm über diese verträumte Universitätsstadt hereinbricht.



**Marius Prévot**, geboren 1942 Autor und Wirtschaftswissenschaftler, lebt in Franken und auf einer Nordseeinsel. *Himbeerpalast* (Neufassung: 2021) und *Noch einmal Paris* (2021) sind nach den großen Erfolgen von *Ferne Tage in Franken* (2015), *Eine Straße in Franken* (2010), *Himbeerpalast* (2004) und *Riesenrad* (2002), weitere Romane.

Marius Prévot

*Himbeerpalast*

Roman



1 .Auflage 2021 Neufassung des Romans

*Himbeerpalast* von 2004

© Christine Probst, Erlangen

Herausgeber: Kristina Probst Verlag

Autor: Marius Prévot

Umschlagmotiv: Foto des Autors

Verlag & Druck: tredition GmbH, Halenreie 40-44,

22359 Hamburg

ISBN Taschenbuch: 978-3-347-36643-5

ISBN Hardcover: 978-3-347-36644-2

ISBN e-Book: 978-3-347-36645-9

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

... oder doch nur eine unwahrscheinliche Geschichte?

Ich zögere, noch immer betroffen von den Ereignis-sen, die ich möglicherweise selbst heraufbeschwor. Am Ende wird der Leser vielleicht zu dem Schluss gelangen, dass es sich weniger um die Schilderung eines mysteriösen Kriminalfalls als um die einer Liebesgeschichte handelt, in deren Mittelpunkt Katya, genauer gesagt, Katya Sommerfeld, eine junge Buchhändlerin, steht. Auch wäre »Das Jubiläum, das nicht stattfand« als Titel durchaus sinnvoll. Aber was nicht stattfindet, kann schlecht von Interesse sein. Es gibt bei genauer Be-trachtung, so viele Möglichkeiten. Ich muss zugeben, etwas ratlos zu sein, und überlasse daher dem Leser die Entscheidung. Vielleicht auch, weil ich in mancher Hinsicht voreingenommen bin. Voreinge-nommen, ja - es ist das richtige Wort. Weil ich anfangs glaubte den Gang der Geschichte zu kennen, und dennoch überrascht war von den tatsäc-lichen Ereignissen, die meine unwahrscheinliche Geschichte ein- und überholten und ihr im Nachhinein eine Bedeutung zukommen ließen, mit der ich nicht gerechnet hatte.

»Es giebt eine Reihe idealischer Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen sie zusammen. Menschen und Zufälle modificiren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so daß sie unvollkommen erscheint, und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen sind.«

Zitat aus: Novalis Schriften, Band 1, Seite 363

Hrsg. von Ludwig Tieck und Fr. Schlegel, Paris 1837

# I

AM MORGEN DES vierzehnten November hängen Arbeiter in schwarzen Overalls, auf Hebebühnen in luftiger Höhe über dem Schlossplatz schwebend, Lautsprecher im Geäst der kahlen Bäume auf. Übermütig treibt ein böiger Wind die letzten Blätter der Platanen durch die Hauptstraße dem Platz zu und lässt sie zur Erbauung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, des Gründers der Universität, ausgelassen einen Reigen tanzen. Dann, mit einem Mal, zerreißt das bleierne Grau tief dahinjagender Wolken, Sonnenlicht blitzt aus einem kobaltblauen, ungewöhnlich klaren Himmel hervor und hüllt den Platz und das bronzene Standbild, für Momente nur, in eine für mich überraschende, unwirkliche Frühlingsstimmung.

Was hier auf dem Schlossplatz vor sich geht, sind nichts anders als die alljährlichen Vorbereitungen des Weihnachtsmarktes, dachte ich. In wenigen Tagen wird man eine kleine Stadt brauner Holzbuden mit rotweiß gestreiften Dächern, eingefasst von künstlichen Tannengirlanden, aufbauen. Lebkuchenhäusern werden sie gleichen, mit engen Gassen, in denen erwartungsvolle Kinder mit glänzenden Augen ihre Eltern an der Krippe vorbei zu den geschwind sich drehenden weißen und braunen Pferdchen, den Elefanten und Gockelhähnen des Kinderkarussells vor dem Eingang des Schlosses zerren werden. Eine riesige, dort hingestellte Tanne (riesig aus Sicht der Kinder, ansonsten eher bescheiden und lieblos wirkend) mit vielen kleinen Lichtern, goldenen und glänzendroten (sicherlich leeren) Geschenkpaketen, Glocken und voluminösen Schleifen wird die Illusion von Besinnlichkeit und Freude auf das Fest vorgaukeln.

Aber noch war vieles anders als in den vorangegangenen Jahren. Ich stellte mir einen riesigen Bildschirm auf einem stählernen Rohrgerüst vor, diagonal zur Linie zwischen dem Standbild und dem Eckhaus am Schlossplatz aufgebaut, in

dem sich die Buchhandlung befindet. Und Absperrgitter mit weiß-roten Planken stellte ich mir vor, die bereits entlang der Hauptstraße die Fahrbahn vom Gehweg trennen, in die ein flegelhafter Wind hineinfegt, ungeduldig an ihnen rüttelt, bis sie zu kippen beginnen, sich drehend abwenden, und der sie mit einer einzigen Böe schließlich wütend und mit lautem Geschepper zu Boden wirft. Ich beobachte, stelle ich mir vor, wie besorgte Menschen einige der Absperrungen wieder aufstellen oder zwischen den Schaufenstern an die Hauswand lehnen. Andere lässt man einfach liegen. Spaziergänger und Radfahrer machen einen großen Bogen um sie, als wären sie schon immer Bestandteil eines gewollten und besonders ausgeklügelten Hindernislaufes in der Fußgängerzone. Auch die Geschäftigkeit einiger offensichtlich wichtiger Leute fällt mir auf, stellte ich mir vor. Einige von ihnen in das intellektuelle Schwarz der Künstler gekleidet, die zuvor Limousinen aus der Nachbarstadt und sogar aus der Landeshauptstadt entstiegen sind, die nun ihre Mantelkragen hochschlagen und mit gebieterischer Gestik die Vorbereitungen begleiten. Oder jene, die hastig allerlei Gerät – Stative, zusammengeklappte Reflektorschirme, Scheinwerfer und Kameras sind zu erkennen – durch die weitgeöffnete, zweiflügelige Glastür der Buchhandlung schleppen. Kräftige Männer, ebenfalls in Schwarz gekleidet (warum nicht im Matrosenanzug, fragte ich mich), tragen schwer an riesigen, silberfarbenen Metallkoffern, als kehrten sie gerade von einer mehrmonatigen Weltumsegelung heim. So, oder so ähnlich sollten die Vorbereitungen des großen Jubiläums eigentlich ablaufen, überlegte ich mir, wären die Buchhändler es ihren literaturbegeisterten Kunden, zu denen ich mich seit vielen Jahren zähle, schuldig. Es war, als sei ich aus der Zeit gekippt. Vielleicht war es auch die der Langeweile entsprungene Lust, meinen Gedanken einfach freien Lauf zu lassen. Wie dem auch sei, ich schuf mir, während ich vor Kälte zitternd im gelben Licht der Straßenlaterne an der Ecke des Palais Stutterheim ausharrte und einige Augenblicke lang gedankenversunken auf die sich mit einem infinitesimalen Zischen verabschiedenden Schneeflocken im sterbenden Feuer des Maroni-Ofens neben mir starrte und unter den Klängen einer Balalaika, mit der sich, mir gegenüber vor der Buchhandlung, ein hagerer Russe mit langen Haaren und khakifarbenem Militärmantel die Sehnsucht nach

den Weiten seiner Heimat aus der Seele spielte, meine eigene Jubiläumsfeier der Buchhandlung am Schlossplatz.

Zugegeben, ich war selbst überrascht von der Klarheit der üppig blühenden Bilder, die meiner Vorstellungskraft in der Vertikalen entsprangen. Erlebe ich sie in dieser Ausgeprägtheit sonst nur in der Horizontalen (zu Hause entspannt auf dem weißen Ledersofa liegend, als würde der große Sigmund Freud – wenn auch damals, der besseren Wirkung wegen, auf einem Perserteppich bedeckten Sofa – soeben meiner Psyche das Fliegen beibringen). Auch überlegte ich mir schon einmal, endlich ein der absoluten und mir bislang unbekanntes Wahrheit entsprechendes Portraitfoto von mir anfertigen zu lassen, das mich in der Vertikalen zeigt, obwohl in der Horizontalen aufgenommen – in der Vertikalen, mit geschlossenen Augen und einem verklärten, der Wirklichkeit entrückten Gesichtsausdruck, der, falls man diesen Zustand – wie ich vermute – einer Totenmaske nicht unähnlich und doch erfüllt von blühendem Leben ist, falls man diesen Zustand noch als einen eher diesseitigen zu betrachten vermag.

Vier Tage nach jenem bereits eingangs erwähnten vierzehnten November, einem Dienstag, der nicht gerade der Tag des Herrn war (ich verfluche diesen Tag!), reihte sich in meiner Vorstellung abermals Bild an Bild, bis sie sich zusammenfügten zu einem, zugebenermaßen recht laienhaften Film. Ungeduldig versuchte ich, das Geschehen in der erleuchteten Buchhandlung beobachtend, in einer der Sitzreihen weißer Plastikstühle endlich Katya, meine Angebetete, zu entdecken (ich kann nicht der Versuchung widerstehen, diesen antiquierten, aber so ehrlich klingenden Begriff zu gebrauchen, den ich jetzt, einige Monate später, mit noch immer wachsender Wehmut gebrauche). Ich sah, wie sie damit beschäftigt war, den Literaturbegeisterten die wenigen noch freien Plätze zuzuweisen, während der mit Bürstenhaarschnitt und dunkler Brille auftretende (wie affig, denke ich noch heute) und von den Printmedien hochgejubelte Jung-Autor des heutigen Abends bereits ungeduldig am Pult stand, um endlich mit der Lesung aus seinem neuesten Werk beginnen zu können. Und dabei hatte er die linke Hand so großkotzig lässig in der Hosentasche, dass man neidisch werden konnte, während er gerade mit der Rechten in einem von zwei seiner (?) Bücher blätterte, die er, versehen mit farbigen Papierstreifen als Lesezeichen, neben einem leeren Glas und einer

Flasche Selters vor sich liegen hatte. Nur ungenau erkannte ich, was in dem großen Raum der Reiseabteilung in der Buchhandlung vor sich ging. Zum ersten Mal hatte man wegen des zu erwartenden Ansturms sogar den die ganze Mitte einnehmenden Kartentisch entfernt. Die Schaufensterdekoration und die der Größe nach aufgereihten Globen verdeckten einen Teil der Sicht ins Innere. Ich blieb mit meinen Gedanken draußen auf der Hauptstraße vor der Buchhandlung. Zu meiner Linken der den Platz beherrschende Sandsteinbau des Schlosses mit seiner Einflüsse der französischen Klassizistik offenbarenden strengen Linienführung, der die Universitätsverwaltung beherbergt und nun, von meinem Standort aus, wie ich mir vorstellte, von einem drei oder vier Meter hohen und etwa sechs Meter breitem flimmerndem Bildschirm verdeckt wird. Ich stelle mir vor, wie sich zunehmend erwartungsfrohe Menschen hinter den Absperrungen versammeln, und bin erstaunt, wie viele Literaturbegeisterte in dieser Stadt und seiner Umgebung diesem wohl epochalen Ereignis folgen. Oder ist es doch nur die primitive Neugier bloßer Gaffer, hervorgerufen durch die wenige Tage zuvor begonnenen Vorbereitungen, die trotz des schlechten Wetters ein für diese Stadt ungeahntes Ausmaß an Aufmerksamkeit erreichen? überlegte ich. Dabei blieb lange Zeit im Dunkel, welch bedeutendes Ereignis bevorsteht. Die Presse hüllte sich wieder einmal in penetrantes Schweigen. Nicht der kleinste Hinweis war in den Tageszeitungen zu entdecken. Lediglich über eine komplexe Story, ein 45-minütiges Filmepos eines Studenten, wurde im Lokalteil berichtet und über Kunstwerke als Geldanlage, eine Präsentation der Werke des Amerikaners Tom Wesselmann, eines frühen Vertreters der Pop Art, in der HypoVereinsbank, und wohl nur für einen erlesenen Kundenkreis gedacht; alles absolut bedeutungslos für das literarische anspruchsvolle Bürgertum, bedenkt man, was tatsächlich im Zentrum der Universitätsstadt bevorsteht, dachte ich. Erst die Einsicht eines aufmerksamen Kulturredakteurs in der Nachbarstadt (welch eine Schmach!) sollte endlich am Tag zuvor in einem Artikel des überregional erscheinenden Feuilletons der Wochenendausgabe auf die epochale Bedeutung des literarischen Großereignisses aufmerksam machen.

Ich stellte mir vor, wie ich frierend etwas abseits der erwartungsvollen Menge stehe, rücke schließlich näher an die Hauswand, lehnte dort, abwechselnd mich mit abgewinkeltem Bein und der Schuhsohle daran abstützend, mit

verschränkten Armen, um mich selbst zu wärmen, und da fiel mir ein, ich könnte in dieser aufreizenden Pose auf neben mir Stehende oder Vorbeikommende den Eindruck eines in die Jahre gekommenen Strichjungen erwecken, der auf Kundschaft wartet (dabei weiß ich bis heute nicht, ob es in dieser kleinen, sich so bieder darstellenden fränkischen Großstadt überhaupt so etwas gibt). Dann stellte ich mir vor, wie sich soeben ein kleiner Konvoi historischer Automobile, ausgehend vom Neuen Markt vor dem Rathaus, in Richtung Schlossplatz in Bewegung setzt. Etwas später dann am Hugentottenplatz, vom gleißenden Licht des Krans über der Baustelle der neuen Buchhandlung in Szene gesetzt, allen voran die Vorhut, angeführt von einem siebzig Jahre alten, auf Hochglanz polierten *Lagonda*, gefolgt von einem weißen *Borgward Isabella* aus den siebziger Jahren und einem *Mercedes SSK* aus dem Jahr 1929, alle zur Verfügung gestellt von den Veteranenfreunden der Stadt und Umgebung und vom Oldtimerclub der Nachbarstadt, geschmückt mit grün-orangen Fähnchen (den Farben der Buchhandlung) und bunten Luftballons, als würden sie gerade zu einer Frühlingsrallye aufbrechen. Natürlich haben sie nicht die werbewirksamen Hinweise der Sponsoren auf die der Vorhut in respektvollem Abstand folgenden Limousine, einen *BMW 3200 Bertone Coupé* aus den frühen sechziger Jahren, vergessen: *Harte, weiche, Farblinsen, Tageslinsen, Monatslinsen, Jahreslinsen*, steht auf den im Wind wirbelnden bunten Luftballonlinsen der *Amberger Kunststofflinsenmanufaktur*, während die Inhaber des Optikgeschäftes bereits erwartungsvoll unter der Ladentüre ausharren, um ihrem Fahrzeug zugleich übertrieben huldvoll zuzuwinken. Und es gibt noch anderes Sehenswertes, solches mit *Schusters* Schuhen und Stiefeln, ebenfalls in Form riesiger Luftballons, mehr hinter als über einem *VW-Käfer 1302* aus den siebziger Jahren, aneinandergekettet in wirbelnden Schneeflocken schwebend, oder jene auf einem verkleideten Lieferwagen zur Schau gestellten skurrilen Plastikobjekte menschlicher Gliedmaßen eines Sanitätshauses am Marktplatz.

Vielleicht lag es an dieser sich in meiner Vorstellung eingenisteten Zurschaustellung menschlicher Körperteile, die in jenem Augenblick die Erinnerung an einen kaum 18 mal 15 Zentimeter messenden Stahlstich auslöste,

den ich seit einigen Jahren im Arbeitszimmer meines bescheidenen, an einem kleinen See liegenden Vororthauses hängen habe. Ein in schlichtes Silber gerahmtes Blatt, das dennoch jeden, der den Raum betritt, sofort ins Auge springt. Ich hatte dieses Bild einige Jahre zuvor während einer Vernissage in Nürnberg erworben; nicht nur wegen des Mottos *Saalfelder Metamorphosen*, unter dem der Zyklus der ausgestellten Stiche stand, wobei ich mich nur für dieses eine von insgesamt vier Blättern entschieden hatte, weil mir das Motiv am rätselhaftesten erschienen war; ein sich in der unendlichen Weite verlierender Sandstrand und im Vordergrund ein mittig dargestellter großer, schräg in den Sand gesetzter Würfel, zu beiden Seiten flankiert von jeweils einem in gleicher Größe aufgestellten Fisch. Bizarre Details, die mir in jenem Augenblick, an der zugigen Ecke des Palais Stutterheim inmitten tanzender Schneeflocken ausharrend, wieder einfielen: Fische an den Flanken, gestützt durch sichtbares Ziegelmauerwerk, das die offensichtlich verwesten Innereien des Kadavers ausfüllt; alles in der surrealistischen Art der Darstellung an Salvadore Dalí erinnernd. Der Verwesungsprozess der Liebe, Jahrzehnte des miteinander Altwerdens, unsere eigene Vergänglichkeit, die wir, unsere aufrechte Haltung krampfhaft wahren, versuchen, künstlich hinauszuschieben – so realistisch und deshalb in jenen Augenblicken für mich so deprimierend vorweggenommen. Es ist gut, dass Katya meine gedanklichen Assoziationen nicht mitbekommt, dachte ich, während ich sie von meinem Standort aus gut beobachten konnte. Sie würde mich mit ihren großen meergrünen Augen anschauen, den Mund zur Seite hin leicht verziehen (nicht Verächtlichkeit, eher nur Zweifel an meinen Überlegungen ausdrückend) und würde mich einfach für verrückt erklären. Sie würde mit mir nicht über die Philosophie des (vielleicht gemeinsamen, wie ich mir vorstellte) Altwerdens diskutieren wollen, weil sie in ihrem beneidenswerten Alter von gerade mal achtundzwanzig Jahren naturgemäß von der Sinnlosigkeit derartiger Überlegungen überzeugt ist, während ich mir mit meinen inzwischen Anfang Vierzig durchaus darüber Gedanken mache. Zwar nicht oft, aber manchmal – so wie damals, als ich das Bild erwarb, - ist mir danach, mich einer mitunter sogar vergnüglich erscheinenden geistigen Herausforderung zu stellen, ohne vorher zu wissen, auf was ich mich tatsächlich einlasse. Die Entschlüsselung eines Bilderrätsel also, das

wahrscheinlich nur dem Urheber selbst in seinem stillen Kämmerchen irgendwo in der Abgeschiedenheit des Thüringer Waldes (?) bekannt sein wird, dachte ich. Ich gebe zu gerade diesen Reiz zu suchen, den Reiz, mehr als eine einzig wahre, eine einzig gültige Interpretation in einem Bild zu finden und sie zugleich mit einer durchaus subjektiv betrachteten Symbolhaftigkeit zu verknüpfen. Zumindest glaubte ich jetzt zu wissen, wie eine Metamorphose zur Metapher werden kann, ging es mir, an der Ecke des Palais Stutterheim stehend, durch den Kopf, erinnere ich mich. Und in sehr drastischer Darstellung: Nichts bleibt, wie es ist, und schon gar nicht die Zuneigung zu einer anmutigen und intelligenten jungen Frau wie Katya Sommerfeld, auch wenn ich mir das manchmal nicht eingestehen will oder nicht bereit bin, die Veränderung hinzunehmen. Durchaus verständliche Überlegungen in der mentalen Situation, in der ich mich gerade befinde, dachte ich. Und dann der Titel des Bildes, über den ich noch heute rätsle und der mich auch gleich wieder auf andere Gedanken bringen sollte: *Die Leuchtkraft der Fischwappenstruktur steht in genau umgekehrtem Verhältnis zur Segelstellung des magischen Würfels – allerdings nur bei Westwind*, steht in merkwürdig geformten, runenähnlichen Schriftzeichen darunter, erinnerte ich mich. Es war kein Westwind, eher schon ein Wind mit wechselnden Richtungen, wie sie ihn am Morgen im Radio angekündigt hatten, der jetzt plötzlich heftiger werdend, Schneeflocken (nahezu unmöglich, in die Buchhandlung gegenüber hineinzusehen) vor sich hertrieb.

Klare Bilder, die nun wieder meiner Vorstellungskraft entsprangen, während ich, wie bereits erwähnt, an der Ecke des Palais Stutterheim stand, einen kleinen, schreienden Jungen vor mir wahrnehmend, dessen graue Schirmmütze im Wind auf die andere Straßenseite kullert, und den besorgten Aufschrei der Mutter zu hören glaube (der den Gedanken an den Verwesungsprozess der Liebe ebenso schnell wieder vergessen ließ, wie er sich in meinem Kopf zuvor ausgebreitet hatte) – als der Junge sich plötzlich losreißt, unter der Absperrung hindurchtaucht, während ihn schon der Lichtkegel der ersten Autoscheinwerfer inmitten der Straße erfasst. Und da sehe ich einen umsichtigen Ordnungshüter in blauer Uniform, der versucht, den Kleinen einzufangen, sehe den Knirps, wie er versucht, seiner Mütze näherzukommen, sich bückt und sie beinahe zu fassen bekommt – und sie doch nur wieder mit dem Fuß vor sich her kickt und in die